XXX. Jahrg. Berlin, den 15. Oktober 1921 Nr. 3

# Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

INHALT





Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 22 Mk. / Einzelheft 2,50 Mk.

BERLIN
ERICH REISS VERLAG
(Verlag der Zukunft)
1921

Anzeigen-Verwaltung der Wochenschrift „Die Zukunft"
**Verlag Alfred Weiner**
Berlin W8, Leipziger Str. 39
Fernspr.: Zentrum 762 u. 10647

***Abonnementspreis** fürs Inland (vierteljährlich) Mk. 22.—, pro Jahr Mk. 88,—; unter Kreuzband bezogen Mk. 26.—, pro Jahr Mk. 104.—. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **Verlag der Zukunft, Berlin SW47, Grossbeerenstr. 67.** Fernspr. Lützow 7724*

# DIE ZUKUNFT

Herausgeber: Maximilian Harden

XXX. Jahrgang 15. X. 21 Nr. 3

## Nach fernen Meeren

### Panorama

Die Wahl des Blickpunktes lichtet (also: formt) dem Betrachter das Antlitz des Bildes. Pflanzt vor den herrlichsten Van Gogh sich Einer so dicht, daß sein Auge der Pinselspur nachtasten kann: das Wunder höchst persönlich frommer Naturvision wirkt nicht in ihn; er sieht, vielleicht, manche „Valeurs", Werthe des Malerkönnens, doch nicht den Bau des Bildes, nicht die warmem Erdschoß entsprossenen, steil oder matt in Sonnenbrut reifenden Goldähren; und seine Seele befährt nicht das Meer der stillen, nur vom Gluthkuß der Himmelsflammen leis bebenden Luft. Träte er weit zurück: er sähe nur Goldgelb mannichfacher Tönung, Blau, Weiß, andere Tupfen und Tüpfchen; und müßte sich in die Freude an der Symphonie dieser Farben bescheiden. Fühlt Einer sich Ruinen so kindhaft zugehörig, daß er jeden aus den Fugen gelösten Stein, als dröhnte draus die Stimme empörter Gottheit, mit seinen Thränen netzt, dann wird Nothwendigkeit und Segen der Zerstörung, die doch zu Neubau erst Raum schuf, ihm niemals bewußt. Und bohrt ein Volk sich tief in den Wahn, der Nabel der Erde zu sein (der es als Zehe oder Finger, Streckmuskel oder Darmstück dienen mag), dann merkt es zu spät die Wandlungen im Leib dieser Erde, Schwangerschaft, Wehen, Geburt, und reiht nicht vorn, nicht zu rechter Stunde sich in

den Gang solchen Werdens. Trachtet, Regirer, Schreiber, Redner, daß nicht länger noch falsche Wahl des Blickpunktes dem deutschen Volk das Antlitz des Weltbildes verneble oder verzerre. Dieses Unheil währt fort, wenn Ihr Hirn und Ohr des Volkes mit Alltagsschwatz über die Fruchtverheißung neuer Parteienkoalition und den Frevel unausrodbarer Valuta- schieberei, gar mit neuem Gezeter über die im Bezirk anderer Völker nistende mißtrauische Feindschaft vollstopfet. Der Edelsinn eines Menschen, also spricht Chinas weisester Geist, offenbart sich darin, daß er über Verkennung nicht murrt; und die Vernunft eines Volkes darin, daß es durch unermüdliche Versittlichung seines Wollens und Handelns, nicht nur des sichtbaren, und durch nie selbstgefällige Ver- feinerung seiner Lebensart die Feindschaft entwaffnet. Die Anderen, saget Ihr (weils aus allen Winkeln Euch zugeflüstert oder zugebrüllt wurde), die Sieger sollen anfangen? Ausrede träger Herzen. Daß anderswo üble Kerle hausen, entbindet uns nicht der Pflicht zu Selbstveredelung. Daß dem Schwein in Speck und Dreck wohlig ist, darf den Menschen nicht hindern, sich in die ihm verheißene Krone der Schöpfung aufzurecken. Wie weit sich, jenseits von unseren Grenzen, das Reich rück- ständiger Dummheit und gewissenloser Niedertracht dehne, hörten wir vor dem Krieg alltäglich; in den Kriegsjahren, wie nah ringsum allen feindlichen Ländern die Nacht des Nieder- bruches sei. Und schon hat vor Unmündigen das alte Trugspiel wieder begonnen. Schnell muß es enden; ehe neues Unheil in unsere Welt gesät ist. Nicht dem deutschen Volk, nur den ihm feindlichen Mächten, zinst der Versuch, seinen Willen in Zornesgluth aufzuschüren. Der Verlust deutschen oder in zäher Arbeit dem Deutschthum eroberten Landes schneidet ins Herz und kein Gerechter kann fordern, kein seine Erde Liebender darf wünschen, daß diese Wunde rasch verharsche. Doch die Grenzverrückung ist nicht, was sie Jahrhunderte lang und gestern noch war: ein dem Besiegten eingebranntes Schmachzeichen; ist unserem Hoffen der Anfang von Entstaat- lichung, Internationalisirung, ist ein Mittel zu Verschmelzung von Völkern, die, weil sie einander nicht kennen und hart in engem Raum stießen, Haß geschieden hat und die einander

doch heute nützlich ergänzen können und morgen müssen. Ist ein Meilenmerkstein auf dem in hohem Bogen über das Wildenvorurtheil gegen Fremdglauben, Fremdblut steilan bis in das Empyreum der Menschenbrüderschaft führenden Weg. Senkte er vom Grat sich in schweflig dampfende Finsterniß und schlängelte in langer Windung dann sich durch die neun Höllenkreise, über die sieben Büßerterrassen der dantischen Unterwelt: erhobenen Hauptes, mit hellem Blick, schritte ihn Deutschlands Volk, das sein Schicksal lieben lernte. Schreitet, Deutsche, geduldig, in Qualm und Lohe tapfer aufrecht, in das Dritte Reich, den lichten Tempel reiner Menschlichkeit, dessen Thor nur den von Hofart und Praßlust, Neid und Geiz, Lüge und Haß Unheilbaren nie sich entriegelt. Weh aber dem bis ins Mark der Seele Besudelten, den selbst des Fegfeuers sengender Besen nicht zu säubern vermag.

Wie sieht die Welt aus? Europas Ost ganz anders als noch im Sommer. Hungersnoth, die furchtbarste, von der uns Geschichte erzählt, und Rückzug in Theorie und Praxis der Wirthschaft hat den Nimbus Moskaus gebleicht. Polens neuer Finanzminister, Herr Michalski, ein Fachmann, wagte gestern, in Warschau dem Reichstag, dem berüchtigten Sejm, zu sagen, die polnische Mark (ein Fünfzigtel der deutschen, die selbst kaum ein Dreißigtel ihres Goldwerthes bewahrt hat) habe nur noch „lokale Kaufkraft", werde hinter der Grenze nicht viel höher als der Sowjetrubel geschätzt; und forderte, als letztes Nothmittel zu Rettung der in drei kurzen Jahren völlig zerrütteten Staatsfinanzen, Opferbereitschaft, die das Antlitz der warschauer Slachta, der ost- und westpolnischen Bourgeoisie seltsamer als alles auf ihrer Erde in fünf Jahrhundertvierteln Erlebte verändern müßte. Durch das Gedröhn glühender Julisonne schmetterte die Fanfare von nahem Griechensieg, der Angora der Macht Mustapha Kemals entreißen, wieder, endlich, einen Konstantin nach Konstantinopel führen, das alte Byzantion, als Hellenenerbe, aus bunt schillernder Verwesung erlösen werde. In den ersten Herbstnebel zerrann das Luftschloß. Angora ist nicht erobert, Stambul niemals bedroht worden, das Glück, das Venizelos den Griechen brachte, von Tinos Fahnen geflohen. Wendet sichs wieder? Auf

anatolischer, nicht vom Athem träger und feiler Effendis verpesteter Erde war Kemal, für den der Bauer focht und der Senussi-Orden warb, bisher unüberwindlich. Schon heischt er die Räumung Kleinasiens und Thrakiens, weigert dem Vertrag von Sèvres die Anerkennung, hat mit Italien Sonderfrieden geschlossen, verhandelt über franko-türkischen mit dem Abgeordneten Franklin-Bouillon und kann, wenn ihm Glücksgunst winkt, morgen vor Konstantinopel stehen. Würde Griechenland den Unheilsbringer, der ihm den Einsatz langen Mühens leichtfertig verspielte, zum dritten Mal wegjagen? Wichtiger ist die Frage, ob England versuchen wird, den Griechen, die es ein Jahr lang leis unterstützte, wenigstens das Land um Smyrna zu sichern. Suez, Gibraltar, Bosporus: die an diesen drei Stellen gebietende Macht kann mit der Löwenpranke das Mittelmeer schließen und öffnen. Verzicht auf die von Curzons kühnstem Traum nicht erhoffte Herrschaft über Südosteuropas Meerengen würde den Briten schwer. Aber sie dürfen in dem unruhigen, von Bolschewikensendlingen bis in dunkle Tiefe aufgewühlten Indien die Mohammedaner, den festesten Deich gegen die Hindufluth, nicht verletzen, haben den neuen Khalifat, den sie, zu unheilbarer Entmachtung des Türkensultans, ersehnen, weder in Mekka noch in Bagdad einzuwurzeln vermocht; und über allen Küsten ihres Riesenreiches lagert das Gewölk schwarzer Sorge. Nationalistenfieber in Egypten, dem kein zweiter Cromer erstanden ist. Schwellender Britenhaß in Frankreich (auch der Kampf um Angora, Sèvres und Kattowitz ist im Grund ja franko-britischer Krieg). Dreihundert Millionen Pfund, hundertzwanzig Milliarden Papiermark, seit dem Waffenstillstand fast nutzlos in Abenteuern verthan. Schnelle Lösung des Irenproblems nicht ganz sicher. Und die englische Politik wird nicht mehr in London gemacht. Kein beträchtlicher Schritt ohne Zustimmung der Dominions: Das ist seit der letzten Reichskonferenz im Empire Gesetz. Auch dieser Pegel meldet das Ebben des Europäereinflusses. Die großen, in Selbstbewußtsein gereiften Dominions, Südafrika, Kanada, Neuseeland, Australien (an Landbesitz größer als die Vereinigten Staaten von Amerika:

und an Volkszahl nicht reicher als Groß=Paris, durch das Tropenklima ungeheurer Landstrecken auf farbige Bauer angewiesen: und aus ethnischem Trieb doch wider deren Einwanderung heftig aufgebäumt), alle sträuben sich gegen die unveränderte Dauer des anglo=japanischen Bündnisses, alle drängen zu Verständigung mit Washington. Mit dem selben Eifer zu der dort gewünschten Abrüstung auf den Meeren? Ihre Unabhängigkeit wäre fester verbürgt, wenn England die Polypenarme seiner Flotte nicht so weit strecken könnte; und erst nach dem Entschluß, ohne übermächtige Seegewalt sich in friedliche Völkergemeinschaft zu fügen, wäre mit dem Kabinet des Präsidenten Harding über die Streichung der Kriegsschulden zu reden. London und Tokio möchten die Konferenz, die den Fragen des Pacific, der Flottenrüstung und Weltfinanzirung die Antwort finden soll, vertagen, weil beide Regirungen fühlen, welche Gefahr entstünde, wenn die Fragen öffentlich gestellt und die Antworten nicht gefunden würden. Gelingt der Gigantentrust British Empire=United States, der (fürs Erste) Japan auf den Platz eines Junior=Partners klettern ließe und dessen Hauptmärkte China, Rußland, Südamerika und alle aufnahmefähigen Mandatbezirke Afrikas wären, dann muß Europa sich in Einheit sputen; als ein Knirps, der nur ein Bündel geflickter Vaterländer und den mageren Ertrag sonnenloser, zerklüfteter Wirthschaft mitbrächte, würde es in Armuth und Ohnmacht verdammt. Was ist sonst? Austro=ungarischer Zwist um das ödenburger Komitat. In Budapest, Wien, Salzburg, Innsbruck, München allerlei plumpes und feines Gemächel für Restauration eines Königthumes, ein süddeutsch=magyarisches Danubien; hie Habsburg, hie Wittelsbach (das höheren Kurs hat). Italien und Yugoslawien blühen auf und trachten, die Reibungfläche zu kleinern, die sie trennt. Herr Take Jonescu, Rumäniens Außenminister, ist in geschäftiger Bewegung; stets auf der Tour als commis voyageur der Kleinen Entente. Deren Schöpfer (als Schüler, Schwiegersohn, tauglichstes Werkzeug des Präsidenten Masaryk), Herr Benesch, hat das Ministerpräsidium in der Czechoslowakei übernommen. Ein meist behutsam Kluger, der im

Westen sich früh Achtung erwarb, Versöhnung der in Böhmen angesiedelten, der Wirthschaft unentbehrlichen Deutschen erstrebt und der, trotz seinem stolzen Slawismus, uns willkommen sein kann, weil er die Machtsphäre des fast immer weisen Staatsmannes Masaryk weitet, dessen Willensweg überall zuletzt in Vernunft mündete. Dieser Allerhellerin bahnt in Frankreich der Groll gegen England mählich nun eine Gasse. Langsam. Noch darf Herr Briand nur schüchtern sich in leise Andeutung der Wirklichkeit vorwagen, deren Erkenntniß ihm dämmert. Noch ist auch vorn, an der Rampe des politischen Betriebes, die Zahl Derer groß, die Deutschland nicht anders sehen wollen, als vor bald neun Jahrzehnten Heinrich Heine es ihren Großvätern zeigte. „Nehmet Euch in Acht, Franzosen. Ich meine es gut mit Euch und deshalb sage ich Euch die bittere Wahrheit. Ihr habt von dem befreiten Deutschland mehr zu fürchten als von der ganzen Heiligen Alliance sammt allen Kroaten und Kosaken. Einst, im Bierkeller zu Göttingen, äußerte ein junger Altdeutscher, daß man Rache nehmen müsse an den Franzosen für Konradin von Staufen, den sie in Neapel köpften. Ihr habt Das gewiß vergessen. Wir aber vergessen nichts. Daher rathe ich, auf Eurer Hut zu sein. In Deutschland mag vorgehen, was da wolle, mag der Kronprinz von Preußen oder der Doktor Wirth zur Herrschaft gelangen: haltet Euch immer gerüstet, bleibet ruhig auf Eurem Posten stehen, das Gewehr im Arm. Ich meine es gut mit Euch und es hat mich schier erschreckt, als ich jüngst vernahm, Eure Minister beabsichtigten, Frankreich zu entwaffnen. Da Ihr geborene Klassiker seid, so kennt Ihr den Olymp. Unter den nackten Göttern und Göttinnen, die sich dort bei Nektar und Ambrosia erlustigen, seht Ihr eine Göttin, die, obgleich umgeben von solcher Freude und Kurzweil, dennoch immer einen Panzer trägt und den Helm auf dem Kopf und den Speer in der Hand behält. Es ist die Göttin der Weisheit." Das steht in Heines Buch „Ueber Deutschland". Der Doktor Wirth, vor dem der Spötter die Franzosen warnte, war ein bayerischer Rechtsanwalt und Publizist, den die Sehnsucht nach einem in Freiheit geeinten Deutsch-

land in Rebellenzorn hitzte, ins Gefängniß, dann unter Polizeiaufsicht brachte, der den Peinigern nach Frankreich entlief, zwölf Jahre danach in die erste Deutsche Nationalversammlung abgeordnet wurde und im Juli 48 in Frankfurt starb. Wäre die Deutsche Republik, wie Kindsköpfe jetzt ausschreien, internationalen Vertrauens nur würdig, wenn der neue Doktor Wirth, auch ein wackerer Demokrat, fest auf dem Kanzlerstuhl sitzt, dann dürfte Heines Warnung unverjährt fortwirken. Daß über uns stärkere Mächte walten, ist Trost. Würde dem rastlos beredten Kanzler das Stimmband unheilbar gelähmt: Deutschland müßte selbst dieses Leid (das der Himmel verhüte) überleben. Könnte. Nicht im Dunkel oberschlesischer Schachte wächst, nicht am Pappstiel des wiesbadener Vertrages hängt sein Schicksal. Schauet in die Welt. Die Wahl des Blickpunktes lichtet ihr Antlitz.

## Ewige Wiederkunft

In der schottischen Stadt Inverneß, wo einst Macbeth den König Duncan getötet haben soll, hat der vor Schatten nicht furchtsame Herr Lloyd George an die Aehnlichkeit des Zustandes von heute mit dem der nachbonapartischen Zeit erinnert. Auch er dachte, wie Alle, die sich seit drei Jahren in diesen Vergleich schanzten, zunächst nur an Verarmung, Verschuldung, Wirrwarr der Europäerwirthschaft. Tief aber streckt die Aehnlichkeit sich in Bezirke der Politik und des Geistes. Höret! „Das Weltreich war gefallen; über seinen Trümmern erhob sich wieder eine friedliche Staatengesellschaft. Aber jenes alte System der europäischen Politik, das durch Bündnisse und Gegenbündnisse die fünf Großmächte im Gleichgewicht zu erhalten suchte, kehrte vorerst nicht wieder. Monarchen und leitende Staatsmänner hatten sich an einen vertrauten persönlichen Verkehr gewöhnt und beschlossen, auch in Zukunft alle großen Fragen in persönlichen Zusammenkünften zu besprechen. Der Bund der vier Mächte betrachtete sich als den Obersten Gerichtshof Europas; er hielt für seine nächste Pflicht, die neue Ordnung der Staatengesellschaft vor einem Friedensbruch zu bewahren und darum das unberechenbare Frankreich, den Herd der Revo-

lutionen und der Kriege, gemeinsam zu überwachen. Während das europäische Besatzungheer unter Wellingtons Oberbefehl die Ruhe in Frankreich aufrecht zu erhalten hatte, sollten die vier Gesandten zu Paris in regelmäßigen Konferenzen die laufenden Geschäfte der großen Alliance erledigen; in einzelnen Fällen luden die Vier auch den Herzog von Richelieu (den Minister des achtzehnten Louis von Frankreich) selbst zur Berathung ein. Alle Streitfragen, die sich aus den Friedensverträgen ergaben, wurden dieser Gesandtenkonferenz zugewiesen. Das Protektorat der vier Mächte beherrschte den Welttheil minder gewaltsam, aber eben so unbeschränkt wie einst der Wille Napoleons. Die Staaten zweiten Ranges (‚les Sous-Alliés' nannte man sie spöttisch in den diplomatischen Kreisen des Vierbundes) sahen sich von allen Geschäften der großen Politik völlig ausgeschlossen; als der hochmüthige spanische Hof, der die Zeiten Philipps des Zweiten nicht vergessen konnte, Zutritt zu der pariser Gesandtenkonferenz verlangte, ward er scharf zurückgewiesen, am Schärfsten von Preußen. Die Franzosen ahnten dunkel, daß ihre Regirung durch das Ausland beaufsichtigt werde, und verfolgten mit überströmendem Haß den ‚Lord Prokonsul' Wellington. Die Herrschaft des alten Königthums konnte schon darum nicht wieder feste Wurzeln schlagen, weil sie dem Volk als eine Fremdherrschaft erschien. Nur zu bald bewährte sich die Warnung, die Humboldt dem pariser Friedenskongreß zugerufen hatte: Die Revolution werde niemals enden, wenn Europa die Franzosen unter seine Vormundschaft nehme. Der wilde Kampf der französischen Parteien erregte in der Gesandtenkonferenz um so schwerere Besorgniß, da das reiche Land sich von seinen wirthschaftlichen Leiden wunderbar schnell erholte und bald wieder zu einem neuen Krieg fähig schien. Das ganze Land war von einem Netz geheimer Gesellschaften überspannt; jeder Veteran der Großen Armee, der in sein heimathliches Dorf zurückkehrte, predigte die napoleonische Legende. Gefährlicher als die Opposition erschien jedoch vorerst die fanatische Verblendung der royalistischen Ultras, der Heißsporne, die blutige Rache an den Königsmördern und den

Gottesmördern verlangten. Metternich schrieb warnend: ‚Die Rückkehr zu einer vergangenen Ordnung der Dinge bildet eine der größten Gefahren für einen Staat, der aus einer Revolution hervorgeht'; nachher entfuhr ihm sogar der schmerzliche Ausruf: ‚Die Legitimisten legitimiren die Revolution!' Erst im Februar 1817 eröffneten die Vier dem Herzog von Richelieu: seine oft wiederholte Bitte um Verminderung der Besatzungslast sei nun erhört, das Heer Wellingtons solle um ein Fünftel, dreißigtausend Mann, vermindert werden; doch versäumten sie nicht, hinzuzufügen, daß die löblichen Grundsätze des Herzogs und seiner Amtsgenossen viel zu diesem Entschluß beigetragen hätten. So tief war das stolze Frankreich gedemüthigt: sein Erster Minister mußte eine förmliche Belobung von dem Hohen Rath Europas hinnehmen. Indessen zeigte sich bald, daß die Selbständigkeit der modernen Staaten eine so innige Gemeinschaft, wie sie der Vierbund begründet hatte, auf die Dauer nicht ertragen konnte. Der englische Vorschlag, über eine gleichzeitige Abrüstung aller Mächte zu berathen und jedem Staat die Stärke seines Friedensheeres vorzuschreiben, blieb liegen; unverkennbar richtete dieser friedfertige Antrag seine Spitze gegen die russischen Rüstungen. Während der ersten Jahre nach dem Friedensschluß quälte alle Höfe des Vierbundes beständig die Sorge, Preußen könne durch sein fanatisirtes Heer zu revolutionären Abenteuern fortgerissen werden. Wellington sagte, dieser Staat sei schlimmer dran als Frankreich; hier bestehe gar keine Autorität mehr. Die Massen des deutschen Volkes, denen die Ideale der teutonischen Jugend immer fremd blieben, verhielten sich gleichgiltig. In den gebildeten Kreisen aber, die sich als die Träger der Oeffentlichen Meinung fühlten, herrschte eine Unsicherheit des sittlichen Urtheils, die zu den traurigsten Verirrungen unserer neuen Geschichte zählt. Nicht nur die akademische Jugend begrüßte die Ermordung Kotzebues als ein ‚Zeichen Dessen, was kommen wird und kommen muß'. Selbst reife Männer verglichen den Mörder mit Tell, Brutus, mit Scaevola. Der stralsunder Konrektor hielt in der Schule einen Vortrag über die großen Tyrannenmörder

der Hellenen. In Nasses Medizinischer Zeitschrift sagte der Irrenarzt Grohmann: ‚Sands That hatte nur die äußere, scheinbare Form des Meuchelmordes; es war offen ausgemachte Fehde, es war die That eines bis zum höchsten Grade der Moralität, der religiösen Weihe erhöhten und verlebendigten Bewußtseins.‘ Eine solche Verwirrung aller sittlicher Begriffe in einem ernsten Volk würde unbegreiflich sein, wenn sie sich nicht aus der politischen Verstimmung erklärte. Der allgemeine Mißmuth über Deutschlands Ohnmacht hatte sich, endlich, in einem gräßlichen Aufschrei Luft gemacht; den Patrioten war, als ob der Mörder nur ausgedrückt habe, was in unzähligen Herzen lebte. Je länger die Untersuchung gegen Karl Sand währte, um so lauter äußerte sich die Theilnahme für den frommen Dulder, der, unbeugsam in seinem Wahn, alle Qualen mit stoischer Ruhe ertrug. Selbst der Scharfrichter verehrte ihn als einen Helden der nationalen Idee, bat ihn im Voraus um Verzeihung, empfing seine letzten Aufträge und schenkte dann den Stuhl, der zur Hinrichtung gedient, einem heidelberger Gesinnungsgenossen ins Haus, wo das Heiligthum als ein theures Vermächtniß von Kindern und Kindeskindern bewahrt wurde. Zur Hinrichtung waren die Burschen aus Heidelberg in Schaaren nach Mannheim gekommen und ließen abends in ihrer Musenstadt manch kräftiges Pereat auf König Friedrich Wilhelm erschallen. Die mit dem Blute des heiligen Sand bespritzten Späne wurden eifrig gekauft und die Stätte seines Todes hieß im Volk ‚Sands Himmelfahrtwiese‘. Auch der alte Rassenhaß wider die Juden und der Groll über die Wuchersünden der jüngsten Jahre brachen furchtbar aus. Da und dort haben sich wohl einige teutonische Burschen an dem Unfug betheiligt und der Spottruf ‚Hephep‘, der damals zuerst erklang, scheint in gelehrten Kreisen entstanden zu sein (er sollte bedeuten: Hierosolyma est perdita). Gleichwohl ist ein Zusammenhang zwischen den christlich-germanischen Träumen der Burschenschaft und jenen wüsten Ausbrüchen einer lange verhaltenen Volksleidenschaft weder nachweisbar noch wahrscheinlich. Es giebt finstere Zeiten, in denen selbst edle Völker wie von

einer epidemischen Geisteskrankheit ergriffen scheinen. Wer die ansteckende Kraft des politischen Verbrechens kennt, wird nicht bestreiten, daß die Kronen, nach Allem, was geschehen, so berechtigt wie verpflichtet waren, durch eine strenge Untersuchung die letzten Gründe der Gewaltthaten zu erforschen und gegen einige Schriftsteller, welche den Meuchelmord offen vertheidigten, scharf einzuschreiten. Unerbittlich, schrieb Metternich, müsse jede deutsche Regirung gegen die Professoren vorgehen, die ihre revolutionären Grundsätze der Jugend ‚in jeder Art und Form täglich bis zur Trunkenkeit einprägen'. Und die badische Regirung (auf deren Gebiet die vom lautesten Widerhall umtoste Mordthat geschehen war) erklärte dem petersburger Kabinet: ‚Wir wollen den Despotismus unterdrücken, den die Herren Professoren unter der Aegide einer unerfahrenen und allzu leicht erregbaren Jugend über die politischen Meinungen Deutschlands auszuüben suchen.'" Im Mai 1819. Aus dem zweiten Band von Treitschkes „Deutscher Geschichte" habe ich diese Bruchstückchen gelöst. Staunend sähe sie Herr Lloyd George, der diesen Historiker wohl immer nur einen tobsüchtigen Eisenfresser nennen hörte. Spuren der Ähnlichkeit, die er sucht, fände er aber auch in ihm näherem Literaturland. „Die Verbündeten behandelten Frankreich, als wärs am Werk Napoleons mitschuldig. Oesterreich, mit noch heftigerem Eifer Preußen wollte es zerstücken; erst durch den Einspruch des Zars und Englands wurde der Ehrgeiz der Zwei in feste Schranken gezwungen. Aber Frankreich verlor Philippeville, Marienburg, Sarrelouis, Bouillon, Landau, Savoyen. Die Entschädigung von den Kriegskosten sollte siebenhundert Millionen betragen; durch Einzelforderungen wurde sie aber noch um die Hälfte erhöht. Frankreich mußte mehr als eine Milliarde (nach dem Geldwerth von 1815 Ungeheures) zahlen und außerdem in seinen Ostdepartements, wo fast eine Million Soldaten fünf Monate lang gehaust hatte, ein Besatzungheer von hundertfünfzigtausend Mann fünf Jahre herbergen und nähren. Nach dem Wortlaut des zweiten Pariser Friedens konnte die Besatzungfrist um zwei Jahre gekürzt werden, wenn Frankreichs polititche Lage den Verbündeten keinen

Grund zu fortwährender Unruhe gab. Im Herbst 1818 fühlte die Königliche Regirung sich stark genug, um die Räumung des französischen Bodens zu fordern. Die in Aachen versammelten Monarchen und Minister erfüllten den Wunsch, beschlossen den Rückmarsch ihrer Truppen; und seitdem wurde der Herzog von Richelieu, Frankreichs Bevollmächtigter, dem bis dahin die Zulassung in einen Kongreß der Verbündeten nicht gewährt worden war, zu allen Sitzungen eingeladen. Erst die Sonderverträge, die Frankreich im Oktober 1818 mit jeder einzelnen der verbündeten Mächte schloß, sicherten ihm die Wiederaufnahme in das Europäische Konzert." Das steht in der Grande Encyclopédie, die Berthelot, Dérenbourg und Dreyfus herausgaben. Ists nicht heute noch lehrreich? Ein paar Worte nur brauchst Du zu ändern: und Chronik klingt wie Erlebniß. Alles, spricht Nietzsche, „ist wiedergekommen: der Sirius und die Spinne und Dein Gedanke in dieser Stunde und dieser Dein Gedanke, daß Alles wiederkommt."

## Totenorakel

Aus des selben Hirnes Gluth blitzt der Zornruf: „Die Deutschen haben, als eine force majeure von Genie und Wille sichtbar wurde, stark genug, aus Europa eine Einheit, eine politische und wirthschaftliche Einheit, zum Zweck der Erdregirung zu schaffen, mit ihren ‚Freiheitkriegen' Europa um den Sinn, um das Wunder von Sinn in der Existenz Napoleons gebracht; sie haben damit Alles, was heute da ist, auf dem Gewissen, diese kulturwidrigste Krankheit und Unvernunft, die es giebt, den Nationalismus, diese Verewigung der Kleinstaaterei Europas, der kleinen Politik: sie haben Europa selbst um seinen Sinn, um seine Vernunft, sie haben es in eine Sackgasse gebracht." Einem, der Flamme sein wollte, hob die flackernde Brunst des Erkenntnißwillens das Ziel Europas aus finsterer Ferne; die Länge des hinführenden Weges ermaß er nicht. Von Deutschen forderte er, was Tüchtige niemals gewähren können: Selbstopferung im Dienst eines leis erst keimenden Gedankens, noch nicht der Krippe entwachsener, nur von weiser Einfalt geahnter Gottheit. Graut ihnen nicht jetzt noch vor der Mahnung, den Gefühlsdrang

ins Internationale zu weiten? Die nächsten Male mehr davon. Der schwache, kaum hörbare Widerhall, der Bismarcks drittem Band, einem Keulenschlag, nachächzt, lehrt des Grauens Gründe erwittern. Allzu menschlich riechts hier; vorbei ... An die Gemüthsstimmung, die des Blickpunktes Wahl entschied und damit zugleich des Buches Urform gestaltete, und an die Grimassen der Höfe sei hier, ohne Feierlichkeit, erinnert.

1892. In Preußen hatte der Schulgesetzentwurf der Grafen Caprivi und Zedlitz die Geister erregt. In Oesterreich wütheten die Jungczechen wider die Punktationen; und ihre schon schwächeren Konkurrenten, Riegers zusammenschrumpfende Gefolgschaft und der konservative Großgrundbesitz, fanden eine taktische Schwenkung nöthig und forderten die Vertagung der Ausgleichsaktion „auf ruhigere Zeit". Durch die Presse beider Reiche schwirrte der Lärm und weckte ein Echo in der Seele des einsamen Zeitunglesers, der, entamtet, seit zwei Jahren ein machtloser Mann, im Sachsenwald saß. Wie wehrfähige Tagvögel, denen in später Dämmerung eine Eule naht, flatterten in diesem heißen Greisenhaupt allerlei streitbare Gedanken auf und Erinnerung rief helle und dunkle Stunden der Stammesgeschichte, deutsches Werden und deutsches Irren ins Gedächtniß zurück. Ein Name, den der Zufall vors Auge führte, weckt assoziative Kräfte zu rascher Arbeit. „Schwarzenberg ... Auf schwarzenbergischem Boden sah ich 1863 in Gastein, wie jungen Meisen die Nahrung ins Nest getragen wurde. Raupen und anderes Ungeziefer. Unglaublich, wie oft der Vogel in einer Minute den Weg hinab und hinauf machen konnte; und ‚niemals kehrt' er heim, er bracht' Euch Etwas'. Daran erinnert mich der Eifer mancher Regirungen, die schließlich ja aber zu den Parteien nicht im Verhältniß von Eltern zu Kindern stehen. Hier ein Bissen, da ein Bissen. In dem Bestreben, jeden Mund zu stopfen und drohenden Gefechten auf dem heißen Sandweg der Versöhnungen auszuweichen, wird die Warnung des trop de zèle leicht vergessen. An Ungeziefer läßts nun die Natur im Sommer nie fehlen; der Vorrath an Konzessionen aber ist überall bald erschöpft, und wenn dann der Winter des Mißvergnügens anbricht,

ist die verwöhnte Haut doppelt empfindlich. Als in Doberan noch gespielt wurde, setzte eines Tages der Großherzog immer auf die selben Roulettenumern wie sein Nachbar, der als Töpfermeister wohlhabend geworden war, also vielleicht auch am Spieltisch Glück haben würde. Doch damit wars diesmal nichts; und als Beide die mitgebrachte Barschaft an die Bank verloren hatten, fragte der Großherzog: ‚Na, Pötter (Töpfer), wat makt wi nu?‘ Der war um die Antwort nicht verlegen: ‚Hoheit schriewen Stüern ut un ik mak Pött!‘ Ganz so bequem gehts in der Politik heutzutage doch nicht mehr; und darum empfiehlt sich, nicht Alles, was man in der Tasche hat, zu verspielen. Der Mund, den man gestopft zu haben glaubt, ist schnell wieder offen; und am Ende sucht man vergebens dann nach neuem Futter. Das caprivische Schulgesetz würde das Centrum nicht auf lange satt machen; und es ist mir sehr zweifelhaft, ob die österreichische Staatskrankheit mit Konzessionen zu heilen ist. Der Appetit kommt beim Essen." Die „Germania“, das berliner Organ der Katholikenpartei, hatte das Schulgesetz mit der Behauptung empfohlen, die deutschen Siege von 1870 und 1871 seien zum nicht geringsten Theil auch dem konfessionellen Unterricht und der geistlichen Schulinspektion zu danken. Das ging dem Fürsten Bismarck über den Spaß. Nein, sagte er: „wer deutsche Waffengänge mit konfessionellen Wirren in Verbindung bringen will, muß schon bis in den Dreißigjährigen Krieg zurückdenken; und schlimmere Tage hat unser Vaterland nie gesehen.“ Gerade diese dunkelste Epoche heimischer Geschichte beschäftigte den Fürsten damals oft. Als Professor Schweninger einmal sehr lange nach Mitternacht ins Schlafzimmer schlich, um nach seinem Patienten zu sehen, fand er ihn wach. „Ich konnte nicht einschlafen und trieb das alter Leute eigentlich unwürdige Geschäft, Luftschlösser zu bauen. Sehen Sie: ohne die Schlacht am Weißen Berge wäre Alles anders gekommen.“ Und nun folgte eine Darstellung, wie die Dinge sich entwickelt hätten, wenn Friedrich der Fünfte, das Oberhaupt der Protestantischen Union, weniger schwächlich und vergnügungsüchtig gewesen und

in Böhmen nicht nur ein Winterkönig geblieben wäre. Was hätte ein Habsburger wohl zu dieser Nachtvision eines entlassenen Ministers gesagt? Ungefähr das Selbe wahrscheinlich, was die jungen Spree-Literaten sagten, als Heine ihnen erzählte, er habe beim Schreiben über seinem Haupt ein Rauschen, wie vom Flügelschlag eines Fabelvogels, gehört: Dergleichen sei ihnen nie geschehen, meinten sie; und schüttelten mitleidig die Dichterköpfe. Bismarck hatte immer den Muth, seine Gedanken bis ans Ende zu denken. Er lächelte, freilich, selbst, als er mir später einmal von dem Luftschloß sprach, das er auf den Sand des Weißen Berges gebaut hatte. „Notturno, Divertimento; Trional ist weniger schädlich." Dann aber ging es doch weiter, durchs Dickicht der Geschichte und durch eigenes Erleben bis zu der Stunde, wo er in Frankfurt die Depesche des Fürsten Schwarzenberg (vom siebenten Dezember 1850) las und der Einblick in das Programm „Avilir, puis démolir" ihn erkennen ließ, „der gordische Knoten deutscher Zustände sei nicht in Liebe dualistisch zu lösen, sondern nur militärisch zu zerhauen." In zwei kurzen Nachtstunden durchflog sein Genius den am Eingang nur spärlich erhellten Riesenraum dreier Jahrhunderte. Ein witziges Wort des klugen Li-Hung-Tschang fällt mir ein. Der klagte in Friedrichsruh über Schlaflosigkeit und fragte, wie es damit denn beim Fürsten stehe. „Schlecht," hieß es; „wenn ich mich hinlege, setzt sich politische Sorge ans Bett und hält mich vor dem Bild naher Gefahr wach." Der schlaue Chinese, der in Berlin eben den dritten Kanzler gesehen hatte, schwieg eine Minute und sagte dann schmunzelnd: „Fürst Hohenlohe schläft gewiß besser."

Achtzehnter Juni 1892. Zum ersten Male seit der Entlassung ist Bismarck wieder in Berlin. Er betritt den Boden der Hauptstadt nicht. Ein paar hundert Menschen, die sich den Zugang erharrt, erlistet, erkämpft haben, sehen ihn auf dem Anhalter Bahnhof am offenen Fenster seines Salonwagens. Keine Ehrenwache, wie am neunundzwanzigsten März 1890, beim Abschied; kein kriegerischer Klang von Trommeln und Pfeifen; weder Präsentirmarsch noch Frontrapport. Wie der Auszug einer vom fremden Eroberer ge-

stürzten Dynastie war es damals gewesen; viel Liebe weinte, viel Haß knirschte den drei Landkutschen nach, die aus der Wilhelmstraße in die preußische via triumphalis bogen. Jetzt schwieg der Haß für ein Weilchen und nur die Liebe drängte an das enge Fenster, das einer Sehnsucht aufgethan war. Da stand er. Nicht der schwefelgelbe Kürassier. Schwarzer Tuchrock, weiße unmodische Halsbinde, Reisemütze: so hatten die Berliner ihn selten gesehen. Ein Jauchzen, als kehrte Jedem der Vater heim. Zum Gruß entblößt er den mächtigen Schädel. „Er sieht jünger aus!" „Das Auge!" „Die zarte Haut!" Hundert Hände erbetteln zugleich den Druck dieser einen Hand. Hundert Blumensträuße winken und werben um Einlaß. Schon sind die schmalen, soignirten Finger von derb zupackender Zärtlichkeit geröthet: und noch ist die Schaar der Getreuen nicht zufrieden. „Er wird reden!" „Er muß reden!" „Silentium für Bismarck!" Er lehnt sich auf den rechten Arm und legt den linken Zeigefinger auf die lächelnden Lippen. „Schweigen ist jetzt meine Bürgerpflicht." „Dann werden die Steine reden", ruft Einer; und ein Anderer: „Noch ist Dankbarkeit auf dieser Erde nicht ausgestorben; wenn Alle untreu werden, so bleiben wir doch treu!" Wieder schüttelt der Massensturm die arme, wehrlos höfliche Hand. Offiziere, Bahnschaffner, Schutzleute: alle Bande der Disziplin reißen; wie sonst um Beute nur und um Frauenliebe, so rauft man hier um das Sekundenglück, die Tatze des Löwen zu drücken; und ahnt nicht, wie leicht jede Schmerzempfindung sie lähmt, seit Kullmanns Kugel den rechten Daumen gestreift hat. Ein Stöhnen der Lokomotive mahnt zur Abfahrt. Von hinten her heults: „Hier bleiben!" Ganz vorn kreischts im Diskant: „Wiederkommen!" Ein Lächeln, das viel sagt und wenig verspricht, eine leis in die Höhe weisende Armbewegung, ein Aufzucken der Achseln. „Bitte, zurückzutreten! Zurück!" Manchen Zögernden zerrt die Faust eines Beamten aus gefahrvoller Nähe... Der Zug rollt aus der Halle. Nach Röderau, wohin die Offiziere aus Riesa auf ihren Jagdwagen geeilt waren und wo die Begrüßung schon „amtlicher" wurde als im Preußischen. Nach Dresden, wo Magistrat und Stadtverordnete auf dem

Bahnhof vertreten sind und vierzehntausend Fackeln zu der Estrade des Hotel Bellevue hinaufgrüßen. Pirna, Schandau, Tetschen, Iglau, Znaim, Wien. Eine andere Strecke als im September 1879, auf der Fahrt zum Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses. Noch lauter als damals aber der Jubel. Auch hinter, namentlich hinter den schwarzgelben Grenzpfählen. Der Reichskanzler hatte die Friedensbürgschaft der stärksten europäischen Militärmacht mit auf den Weg genommen. Jetzt brachte Bismarck nichts, kam mit leeren Händen, nicht als Kanzler des Nachbarreiches, nur als in Ungnade gefallener Privatmann, um den ältesten Sohn vor den Traualtar zu geleiten. Und er schreitet durch dichte Ehrenspaliere und bis in die stillsten Stuben des Palais Palffy dröhnt der Dankruf leidenschaftlicher Liebe ihm nach.

Kam er wirklich nur als zärtlicher Vater und Schwiegerpapa nach Wien? In Berlin und noch weiter westlich gab es Furchtsame, die längst daran zweifelten. In Fürstenschlössern und Ministerial-Bureaux; ehrenwerthe Leute, die ihn bis in die Nieren zu kennen behaupteten, wackere, die nach seinem jähen Fall durch Schlamm und Geröll auf Hügelchen geklettert waren. Figaro kannte sie, als er rief: „Médiocre et rampant, et l'on arrive à tout!“ Die spintisirten und kalkulirten. Noch war das fürstlich dummdreiste Wort nicht gesprochen: „Der Mann gehört nach Spandau!“ Manche reizbare Schwäche aber fühlte noch die Spur rauher Berührung. Einem Großherzog hatte der erste Kanzler, mit höflicher, doch nervöser Stimme, vorgehalten, er habe ihn zwanzig Minuten über die vereinbarte Besuchszeit hinaus warten lassen. Ein Bundesfürst, der dem eben Entlassenen das Bedauern eines durch die Ereignisse völlig Ueberraschten aussprach, mußte den Satz hinnehmen: „Ich glaubte bisher, gerade Euer Hoheit hätten zu dem Personenwechsel wesentlich mitgewirkt!“ Alte Wunden brannten noch. Und die Geschichtenträger waren seit den finsteren Märztagen des Jahres 1890 nicht müßig gewesen. Er hat den Kaiser brüskirt, sich das Magisterrecht angemaßt, mit der Faust auf den Schreibtisch geschlagen, das Tintenfaß gegen die Wand geschleudert ... Du lieber Himmel: ein Morphinist! Dem ist

Alles zuzutrauen. Und beinah alles ihn Schwärzende wurde geglaubt. Selbst den freundlichen Beurtheilern fehlte der Schlüssel zu dieser Persönlichkeit, die Einsicht in das Wesen des Genies, das immer naiv ist und niemals aus komplizirender Berechnung heraus seine Pläne spinnt. Eine ungeheure Intelligenz, ein Mann, der Alles weiß, Alles schlau wägt und vor der Wahl der Mittel nie sittsam zaudert: so sieht der einseitig nach der Verstandesschärfe Gebildete den genialen Menschen, der Kammerdiener den Helden. Der strapazirt sich nicht wegen einer Hochzeit, hieß es. Der hat, wenn er sich in Bewegung setzt, ganz andere Ziele, höhere, die Euer blödes Auge noch gar nicht sieht. Wartets nur ab! Vielleicht ists nur ein letzter Versuch, das Volk aufzuwiegeln. Oder noch mehr? In die amtlichen Sphären sickerte die Nachricht, der greise Fürst habe von dem Kaiser Franz Joseph eine Audienz erbeten. Da seht Ihrs! Erst macht er gegen den Handelsvertrag mobil und empfiehlt eine an Vasallendemuth grenzende Ehrfurcht vor der Moskowiterknute; und nun will er in der wiener Hofburg die alte Diplomatenkunst leuchten lassen. Wahrscheinlich wird er sich auch in Dresden und München den Monarchen aufdrängen. Die hohen Herren sollen sich für ihn verwenden, ihm am Ende ins Amt zurückhelfen. Die aberwitzigsten Gerüchte wurden herumgetragen und von gläubiger Einfalt für Wahrheit genommen. „Wenn alle Stricke reißen, schlägt er seinen Herbert in Wien für die Nachfolge Kalnokys vor; und ein zweiter Beust wäre eine noch viel ärgere Gefahr als vor 1866 der Sachse.“ Schnell einen Riegel vorschieben; einen doppelten, wenns geht. Mit dem Geräusch der Reise wuchs auch die Angst der interessirten Lauscher. Als den Questenberg, der mit seiner Aktenweisheit im Lager des Friedländers herrschen möchte, hatte man ihn in den nikolsburger Tagen verhöhnt. Jetzt wisperte man von einem neuen Wallenstein. „Der geht aufs Ganze. Wie in Schillers drittem Akt: Laßt sehn, ob sie das Antlitz nicht mehr kennen ...“ Was folgte, schien schlimme Verwirklichung düstersten Ahnens. Die dem Herausgeber der Neuen Freien Presse gewährte Interview, der Aufenthalt in München, Kissingen, Jena (mit der götzi-

schen Einladung), die Reden des Fürsten, die unverkennbar von ihm inspirirten Artikel: Alles schien zu bestätigen, daß hier auf die deutsche Reichspolitik ein Sturmangriff gewagt werden sollte, den ein kluger Stratege lange besonnen hatte.

Welch Schauspiel! Aber, ach! ein Schauspiel nur!

Zweimal sah ich Bismarck in Stunden, wo die Presse des ganzen Erdrundes ihm geheimnißvoll furchtbares Planen zuschrieb; zweimal erkannte ich, wie unzugänglich die Gefühlswelt eines Goethe dem spekulativen Verstande der Börnes bleiben muß. Im Januar 1894 hatte Wilhelm dem genesenden Fürsten den Steinberger Wein geschickt und den General-Oberst dringend ins Schloß geladen. Tausend Hoffnungen, abertausend Aengste regten sich unruhvoll. Jetzt, raunte die Angst, hat ers endlich erreicht und der arme Caprivi kann seine Koffer packen. Jetzt, jauchzte die Hoffnung, kehrt uns die alte Sonne wieder. Weh uns! Heil uns! Den Nächsten sogar stiegen Zweifel auf, was nun werden solle, werden könne. Mit neunundsiebenzig Jahren ins Staatsjoch zurück? Noch einmal das alte Leid, infandum, imperator, dolorem? Nur Einer blieb nüchtern. Als die Frage besprochen wurde, ob er der Einladung folgen, sich unvermeidlichen Erregungen und wahrscheinlichen Enttäuschungen aussetzen solle, schnitt er mit kurzer Geberde den Faden der Erörterung ab, wies auf die Weinflasche, die noch unentkorkt auf dem Tische stand, und sagte: „Le bouchon est tiré, il faut boire!" Der Kork ist aus der Flasche; jetzt heißts trinken. Mannenpflicht gebot, zu gehen; Menschenkunde verbot, als Gepäck Illusionen mitzunehmen. „Ich will nichts, bin vollkommen saturirt und möchte wetten, daß der Herr unter Ausschluß aller Politik mit mir konversiren wird." So kam es denn auch. Furcht und Hoffnung wurden enttäuscht. In ungewandelter Gemüthsstimmung kehrte der Fürst in der Nacht nach dem Abfahrtmorgen heim. Und: „Ottochen", sagte die treue Frau Johanna, „ist nun doch einmal noch durchs Brandenburger Thor gefahren."

Daß es 1892 anders kam, war nicht die Folge eines vorausbedachten Planes. An einem Frühsommertag war ich nach Friedrichsruh geladen und zuvor mehrmals von Wien aus gebeten worden, der Ankunft des Riesen zu präludiren;

über Bismarcks Stimmung, Absicht, Sentiments für Oesterreich „Etwas zu schreiben“. Da ich nie genug (oder immer zu viel?) Ehrgeiz besaß, um nach der Rolle eines Bismarck-Choragen zu streben, hatte ich die Anträge dankend abgelehnt. Auch hätte ich nichts zu schreiben gewußt. Wie der große Preuße zu Oesterreich stand, wußte die Welt; und ein gütig in die Intimität Aufgenommener hatte nicht Schleier zu lüften, die der Hausherr noch nöthig fand. Im Lauf eines Waldgespräches erzählte ich dem Fürsten von den unerfüllten Wünschen der ihm freundlich gestimmten wiener Zeitungen. Lebhaft, mit der feinen, alle Unterschiede des Lebensalters und der Lebensleistung behutsam wegwischenden Höflichkeit, die ihn nie verließ, ging er darauf ein: „Ich glaube, mir bei Ihnen den wohlanständigen Ruf eines Privatmannes erworben zu haben, der sich jeder Ingerenz auf das Handeln seiner Freunde enthält. Chacun à son goût. Auch in diesem Fall hätte ich Ihre Entschlüsse nicht prägravirt. Jetzt aber kann ich offen sagen, daß die Entscheidung, die Sie wählten, mir sehr angenehm ist. Sehr. Ich möchte mich in Oesterreich ganz geräuschlos halten und Alles meiden, was zu politischen, sogar zu nationalen Demonstrationen irgendwie Anlaß geben könnte. Deshalb fahre ich auch nicht über Prag. Da ist immer ein Bischen Gewitterneigung und das Stammesgefühl könnte sich lauter äußern, als rebus sic stantibus wünschenswerth ist. Schließlich werden die streitenden Theile sich doch von Volk zu Volk verständigen müssen (ich erwarte Einiges dafür von Dem, was man heutzutage Soziale Frage nennt; Wirthschaft, Horatio! Auch von gemeinsam fühlbarem ungarischen Druck. Wenig von gouvernementalen Eingriffen; die Haut ist zu wund und die nervöse Ueberreiztheit zu weit gediehen). Ein Fremder hat in innere österreichische Fragen erst recht nicht dreinzureden; weder in die böhmische noch in die ungarische, die, wenn ich richtig sehe, mehr und mehr zur cisleithanischen Existenzfrage werden wird. Ich reise nicht in Geschäften und bin schon Frau und Kindern schuldig, mich wie ein ordentlicher Hausvater aufzuführen. Außerdem werde ich den Kaiser Franz Joseph sehen, der mir unter den bekannten erschwerenden Umständen immer ein

gnädiger Herr war und auch jetzt die erbetene Audienz gern gewährt hat, sogar mit dem beneficium, im Ueberrock erscheinen zu dürfen. Dafür muß ich um so dankbarer sein, als es an Verdächtigungen nicht gefehlt haben wird, weil ich Szögyenyis Anregung, einen Handelsvertrag, ungefähr auf der späteren rohnstocker Basis, abzuschließen, artig, aber entschieden von mir wies; und wohl auch aus anderen Gründen. Ich verdenke keinem Menschen, daß er seinen Vortheil wahrnimmt, kann mir aber nicht auf meine alten Tage abgewöhnen, als Bürger des Deutschen Reiches zu fühlen, den unsere Sonne wärmt und unser Regen naß macht. Wir haben das kürzere Ende gezogen und müssen uns bis auf Weiteres damit abfinden. Item, ich möchte in Oesterreich nicht lästig werden (ich glaube, man schiebt lästige Ausländer drüben noch schneller ab als bei uns); und introduzirende Artikel, auch gut gemeinte, könnten schon ans Aergerniß streifen. Ich will Hochzeit feiern und, damit Schweninger endlich wieder zufrieden ist, für ein paar Wochen alles politische Elend vergessen. Meine magyarischen Freunde werden mir ja wohl nicht gerade das Lied vom deutschen Hundsfott aufspielen lassen; und da unter ihnen immer Einzelne sind, die (anders ists nicht zu erklären, denn sie trinken ihren eigenen Wein nicht) betrunken auf die Welt kamen, rechne ich auf lustige Zeit."

So war die Stimmung unmittelbar vor der Abreise. Bismarck kannte damals noch nicht Caprivis Depesche vom neunten Juni, die das Personal der Deutschen Botschaft anwies, der Hochzeitfeier fern zu bleiben, und dem Prinzen Reuß befahl, von der unvermindert auf dem Fürsten lastenden Ungnade dem Außenminister Kalnoky Mittheilung zu machen; er ahnte nichts von den zähen Bemühungen, ihn um die erbetene und bewilligte Audienz zu bringen. Am zwanzigsten Juni sah er Abends den Grafen Kalnoky bei sich. Am zweiundzwanzigsten Juni konnte er sich mit der tapferen Prinzessin Reuß über die leidigen Vorgänge aussprechen. Nun war er in Klarheit. Am dritten April 1890 das ganz ungewöhnlich lange Handschreiben, das der Flügeladjutant Graf Wedel dem Kaiser Franz Joseph überbringt; Aufzählung der Gründe, die „zur Entlassung Bismarcks

zwangen". Am neunten Juni 1892 Caprivis Urias=Brief. Als die Wirkung sich nicht im erwarteten Umfang einstellt und man in Wien wenig Lust zeigt, d'épouser les haines d'autrui: neue „dringende Vorstellungen". Endergebniß: Bismarck sieht den Kaiser nicht, die Kronprinzessin Stephanie, die der Trauung zuschauen wollte, reist plötzlich ab, kein der Botschaft Angehöriger kommt zur Hochzeitfeier. Am vierundzwanzigsten Juni bringt die Neue Freie Presse den Bericht über die Interview. Der Sturm bricht los.

Bismarck hatte sich auf die Audienz beim Kaiser Franz Joseph, mit dem er vor genau vierzig Jahren in dienstlichen Verkehr getreten war, gefreut. Denn ihn dünkte wichtig, Mißverständnisse aufzuklären, die vom Persönlichen ins Politische hinüberwirkten; und ich habe Grund, zu glauben, daß er über den Rückversicherung=Vertrag sprechen wollte, die „doppelte Assekuranz", zu deren nicht unbeträchtlichsten Zwecken auch der gehört hatte, einem bestimmten peters=burger Hofklüngel die via Prag=Krakau genährte Furcht vor einem österreichischen Offensivstoß von den Nerven zu nehmen. Bismarcks Nachfolger hatte die russische Asse=kuranz, die dem Deutschen Reich jede erlangbare Friedens=sicherung gewährte und deren Erneuung der Zar anbieten ließ, als „zu komplizirt" abgelehnt; und es klang glaublich, daß der erste Kanzler in Wien der Treulosigkeit beschuldigt worden sei. Einerlei: er hat Schlimmeres verschmerzt. Daß er aber, der zum ersten Male wieder in die Oeffentlichkeit trat, wie ein Bemakelter gemieden wurde, als Hochzeitvater, von alten und neuen Freunden, und daß die Bannbulle aus dem Hause kam, in das, wäre er nicht gewesen, nie ein Kanzler der Deutschen den Fuß gesetzt hätte: dieses Erlebniß mußte in Greisesbrust noch pelidischen Zorn entfesseln. Wer wagt, dem roh Gekränkten mit Steinwurf zu drohen?

Auch das Wesen des Größten trägt die Spur seiner Entstehenszeit. Otto Bismarck war 1815 geboren, der Sohn eines märkischen Junkers. Er sah manche Möglichkeit nicht, die dem schwächeren Auge der Nachgeborenen heute gar nicht entgehen kann. Er rechnete, zum Beispiel, in seiner Gewöhnung in europäocentrisches Denken nicht damit, daß ein Russenreich, das sich auf die Hauptaufgabe der asia=

zu halten. Bei regelmäßiger Ablösung erhalten wir die Möglichkeit, Krafttruppen in beschränktem Umfange durch Radf. zu sichern. Durch reichliche Zuteilung von Beobachtungsfliegern kann ein übriges für die Aufklärung getan werden.

Da Lastkraftw. auch bei allen anderen Truppen und in der Kriegsindustrie Verwendung finden, muß angestrebt werden, die Kraftdiv. soweit möglich unter Benutzung von Krafträdern und Personenw. zu bilden. Die Inf.-Komp. wären mit Kleinkrafträdern auszurüsten, Zug- und Komp.-Trupps mit Großkrafträdern, außerdem müßte jede Komp. über einige Kraftw. für die Aufklärung und für Nachschubzwecke verfügen. Schließlich muß bei jeder Komp. ein Kraftw. mit 10 Fahrrädern für etwaige Aufklärung (besonders bei selbständiger Verwendung und im Gefecht) mitgeführt werden. Die schw. Infanterie-Waffen werden teils auf Großkrafträdern, teils auf Kraftwagen verladen bzw. an Kraftwagen angehängt. In entsprechender Weise wäre das Pion. Batl. auszustatten; die Nachrichtenabt. wird Krafträder für Blinker, leichte Fernsprechtrupps und kleine Funkerstationen, Kraftw. für schw. Fernsprechtrupps und Funkerstationen verwenden. Die Aufklärungsabt. müßte aus 3 Komp. Radf. auf Geländekraftw. bestehen, dazu 1 M. G.-Komp. und 1 Komp. Panzerkraftw. oder besser Kampfw.; Geschütze auf Geländekraftw. würden die Artl. bilden. Solange derartige Geschütze nicht oder nicht ausreichend vorhanden sind, müßten Geschütze auf Kraftw.-Lafetten, auf Lastw. verladene Geschütze oder an Lastw. bzw. Zugmaschinen angehängte Geschütze die Artl. bilden. Die leichten Artl. Kol. wie die Nachschubkol. wären mit Lastkraftw. auszustatten. Die Gliederung der Kraftdiv. würde der einer neuzeitlichen Informations-Div. entsprechen, also 9 Inf. Batl., 1 Aufklärungsabt., 12 leichte, 6 schw., 4 Flak-Bttr., 1 Pionierbatl., 1 Nachrichtenabt., mehrere Fliegerstaffeln und die notwendigen Kol. usw.

Die Trennung der Krafttruppen von den leichten Truppen ist notwendig, um die Leistungsfähigkeit der Kraftdiv. voll ausnutzen zu können. Während die leichten Brig. und Div. im Verbande der Armeen oder Heeresgruppen verwendet werden, treten die Kraftdiv. im Verein mit Kampfw. Brig. als selbständige Kampfgruppen oder als Reserve der Heeresleitung auf. Die große Bedeutung leichter und Kraft-Truppen mit voller Kampfkraft wird alle Heeresleitungen dazu veranlassen, möglichst viel derartige Truppen im Kriegsfall aufzustellen.

Lt. a. D. Dipl.-Ing. Wim Brandt.

## Das neue automatische Farquhar-Hill Armeegewehr M. 27.

(Nachdruck nur mit Quellenangabe.)

Wir beschrieben im „Militär-Wochenblatt" schon zweimal neue Waffen der Firma William Beardmore in Glasgow, darunter das höchst bemerkenswerte, nur 17 kg schwere 12,6 mm-Tank-MG.

Der Konstrukteur dieser interessanten Waffe hat nun nach demselben Prinzip neuerdings automatische Armeegewehre herausgebracht, von dessen letztem Modell, dem M. 27, wir hier an Hand zweier Figuren ein gedrängte Beschreibung geben wollen.

Wie alle seine Waffen ist auch diese als Gasdrucklader mit verriegeltem Verschluß gekennzeichnet, der jedoch, zum Unterschied von den bisherigen Systemen — etwa Hotchkiß — nicht von der mit ihm starr verbundenen Kolbenstange des Gaskolbens aufgerissen wird, ohne Rücksicht darauf, ob die Patronenhülse klemmt oder nicht, sondern der erst nach Aufhören des Gasdruckes dadurch geöffnet wird, daß die Energie der Gase in einer Hauptfeder aufgespeichert wird, die durch ihre nachträgliche Entspannung das Öffnen des Verschlusses bewirkt.

Diesen letzteren haben wir uns als Geradzugverschluß mit Warzenverriegelung, ähnlich jenem des österreichischen Armeegewehres vorzustellen, dessen drehbarer Kopf mit einem Arm in einer Spiralnut des Verschlußträgers gleitet, der mit der Stoßstange 3 des Gaskolbens 12 verbunden ist. Diese Verbindung ist übrigens lösbar, um beim Öffnen des Verschlusses von Hand aus nicht die Federn mitspannen zu müssen. Die Stoßstange 3 — um den Mechanismus in der Aufeinanderfolge von rückwärts nach vorne zu besprechen — hängt am rückwärtigem Teller 4 des inneren Federrohres 5,

Fig. 1.

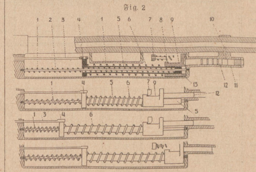


Farquhar-Hill Selbstladegewehr 1926.

in dem sich die lange Schließfeder 1 befindet, die um die Stange 2 gewickelt ist. Auf dieser Stange 2, die im Gehäuse fix eingesetzt ist, verschieben sich Federrohr 5 und Teller 9 des Gaskolbens. Die Schließfeder 1 stützt sich hinten gegen einen Fixpunkt im Gehäuse, vorn aber gegen das Vorderende 13 des beweglichen Federrohres 5. Außen wird das Federrohr von der starken Hauptfeder 6 umgeben, die sich rückwärts gegen den beweglichen Teller 4 des inneren Federrohres, vorn gegen den beweglichen Teller 9 des Gaskolbens 12 stützt. Dieser Teller 9 hat an der Oberseite seiner Hülse eine Rast 8, in die beim Zurückgleiten des Kolbens die Federspannklinke 7 einfällt. Diese Klinke 7 ist so angeordnet, daß sie bei Entspannung der Hauptfeder selbsttätig außer Eingriff kommt. Der Gasdruckkolben ist kurz und gleitet im Gaszylinder 11 unterhalb des Laufes. Dieser besitzt die schon bekannte Bohrung 10, durch die nach Überlauf der Kugel die Pulvergase treten und den Kolben zurücktreiben.

Das Arbeiten des Mechanismus wird am besten an Hand der Fig. 2 verfolgt.

Fig. 2




Mechanismus des neuen Farquhar-Hill Armeegewehrs M. 27.

Im Augenblick als die Kugel das Verbindungsloch 10 überlaufen hat, dringen die Gase in den Gaszylinder ein und treiben den Kolben 12 zurück. Dieser drückt mit seinem Teller 9 die Hauptfeder 6 zusammen, wobei er auf dem inneren Federrohr 5 gleitet. Am Ende der Bewegung fällt die Federspannklinke 7 in seine Rast 8 ein und verhindert ihn am Rückgehen. (Zweite Teilfigur von oben der Fig. 2.) Dadurch wird die Hauptfeder in gespanntem Zustand erhalten, die nun auf ihr rückwärtiges Widerlager, dem rückwärtigen Teller 4 des Federrohres 5, einen starken Druck ausübt. Daß dieser Teller mit dem Federrohr 5 nicht unter dem Drucke der Hauptfeder 6 nach rückwärts ausweicht, ist nicht auf den (viel schwächeren) Gegendruck der

Schließfeder 1 in ihrem Innern zurückzuführen, sondern auf den Reibungswiderstand der noch unter dem Gasdruck stehenden, ausgedehnten Patronenhülse.

Erst wenn mit Aufhören des Gasdruckes ihr Haftwiderstand aufhört, ist die Hauptfeder 6 imstande, unter Zusammendrückung der schwächeren Schließfeder 1 den Verschluß mit Hilfe der an 4 hängenden Stoßstange 3 aufzureißen. (Dritte Teilfigur, Stoßstange 3 in rückwärtiger Stellung.)

Bei dieser Entspannung unter Öffnen des Verschlusses aber tritt die Federspannklinke 7 vorn aus ihrer Rast 8, so daß das Vorderende der Hauptfeder 6 mit dem Kolben 12 frei wird. Nach beendetem Rücklauf des Verschlusses kann somit die Schließfeder 1, sich nun ihrerseits entspannend, den Verschluß schließen und Federrohr mit Teller 4, Hauptfeder 6 und Kolben 12 in ihre Ausgangslage zurückbringen — der Mechanismus ist damit zu neuem Spiel bereit. (Vierte Teilfigur.)

*

Dem Gewehr werden gewiß mit Recht Sicherheit des Arbeitens, Unmöglichkeit des Zubruchgehens des Patronenziehers, im übrigen aber Staub- und Kotdichtheit nachgerühmt. Das Magazin kann in beliebiger Weise ausgeführt werden. Hier liegen die Patronen in einem Kegelmantel unter dem Verschluß. Es faßt 10 Patronen. Das Gewicht des Gewehres beträgt mit Magazin 4,5 kg; seine Länge 1,13 m, die Lauflänge 619 mm, das Laufgewicht 1,25 kg. Die Schußleistungen sind ungefähr dieselben wie die des Hand-MG. Neuerdings wurde das Gewehr mit Bajonett versehen.

*

Seit langem wieder das erste automatische Armeegewehr, verdient die Waffe in mehrfacher Hinsicht Beachtung. Sie rollt die Frage „Hand-MG. oder automatisches Gewehr?" wieder auf. Leider ist die Waffe augenblicklich noch etwas teuer, da ihre Serienerzeugung noch nicht eingeleitet ist. Bei einer solchen wird das Gewehr wesentlich billiger kommen.

H.

## Die Artillerie beim Angriff im Stellungskrieg.

Von Major a. D. Kaiser.

Die Leistungen der deutschen Artillerie im Weltkriege sind in zahllosen Büchern, angefangen von den amtlichen Werken des Reichsarchivs bis herunter zu den Regimentsgeschichten, niedergelegt und gewürdigt. Noch lange nicht sind diese Berichte lückenlos und abgeschlossen, Jahre, vielleicht Jahrzehnte werden vergehen, bis dies einigermaßen erreicht sein kann, vielleicht, und das ist das Wahrscheinliche, wird es nie vollkommen geschehen, eine bis in die Einzelheiten gehende Geschichte der Leistungen unserer deutschen Batterien zu schaffen. Besonders aber wird auch späterhin von größtem Interesse sein, zu erfahren, wie die Artillerie zu ihren Erfolgen gekommen ist. Nicht nur die Tüchtigkeit ihrer Kanoniere und Offiziere, ihre Kriegserfahrung und Aufopferung zum Wohle des Ganzen, ihre Zusammensetzung und Kampfkraft allein brachten die Erfolge, sondern insbesondere die geistvolle Zusammenfassung der Artillerie unter tüchtigen Führern nach neuen Kampfverfahren, die dem Feinde überlegen waren. Es gilt heute wohl als fest begründet, daß das Artilleriekampfverfahren des Obersten Bruchmüller*) der deutschen Artillerie und damit dem deutschen Heere eine Reihe von großen Erfolgen gebracht hat; auch die Kriegsgeschichtsschreibung des Auslandes muß dies anerkennen. Man erinnere sich nur an die mißglückten Durchbruchversuche der Franzosen und Engländer, die tagelang mit einem Riesenaufgebot von Artillerie die deutschen Linien zertrommelten, in der sicheren Hoffnung, nun endlich den eisernen Ring zerschlagen zu können, man lese die Tagesbefehle der feindlichen Heerführer, wie sie siegesgewiß die völlige Niederlage der Deutschen und die Befreiung von Frankreichs heiligem Boden voraussagen. Sie alle glaubten fest an den endlichen Sieg und wurden bitter getäuscht. Der Durchbruch des feindlichen Stellungssystems war in dieser Zeit zu einem Problem geworden, das auch mit dem stärksten Aufgebot an Material unlösbar schien. Das Kampfverfahren des Obersten Bruchmüller, den die ganze Armee dankbar und mit Recht den „Durchbruchmüller" nannte, löste das Problem, und er hat sich damit nicht nur einen unvergänglichen Namen gemacht, sondern in erster Linie höchstes Verdienst um die deutsche Artillerie erworben.

Wie er sein Kampfverfahren aufbaute und ausführte, darüber gibt er in seinen Büchern Aufschluß. „Die deutsche Artillerie in den Durchbruchsschlachten des Weltkrieges" nennt sich das erste Buch, ein hohes Lied auf die Leistungen der Artillerie in ihrer Zusammenfügung für ein Ziel, den Durchbruch durch die feindliche Stellung. Das neue Buch, das nun vorliegt, trägt den Titel „Die Artillerie beim Angriff im Stellungskrieg". Man darf füglich sagen, daß es ein Lehrbuch in bester Form ist, denn es vermittelt die Lehre vom Durchbruch an Hand von Beispielen aus der Geschichte des Weltkrieges. So können wir das erfolgreiche Kampfverfahren des Obersten Bruchmüller mittels seines vorzüglichen und mit echtem deutschen Geist geschriebenen Buches in einer Reihe von wichtigen Gefechten und Schlachten erfassen und erlernen. Ganz planmäßig werden wir in das Kampfverfahren eingeführt.

Ein Denkmal für die Artillerietruppe soll nach des Verfassers Vorwort das Buch sein: „Den Gefallenen zum Gedächtnis, — den Überlebenden zur Erinnerung, — den Söhnen und Enkeln aller Artilleristen zum Vorbild."

Was das Vorwort verspricht, hält das vorzügliche Buch. Die deutsche Artillerie, sie war die beste der Welt, sie soll es wieder werden aus eigener Kraft in zäher, nie ermüdender Arbeit, der Beispiele zur Nacheiferung gibt es genug. Bruchmüllers Buch zeigt die besten auf. Schrittweise werden wir in sein Kampfverfahren eingeführt. Von einfachen Verhältnissen ausgehend, verfolgen wir die artilleristischen Maßnahmen für die Erstürmung des Brückenkopfes von Witoniz am 1. 11. 16, von Toboly am 3. 4. 17, gehen dann über zu Vorarbeiten für den Angriff und zum Angriff selbst in der Durchbruchsschlacht in Ostgalizien am 19. 7. 17 und in der Schlacht bei Riga am 1. 9. 17 und beim Durchbruch am Chemin des Dames, am 27. 5. 18. Alle diese geschichtlichen Beispiele spielen sich im Rahmen einer Division oder einer Armee ab. Die eingehenden „Besprechungen der Maßnahmen" lassen uns einen tiefen Einblick tun in die artilleristischen Überlegungen, die hochinteressant sind. Nicht schematisch wird hier gearbeitet, sondern mit lebendigem Geist, in voller Anpassung an die verschiedensten Verhältnisse bei Freund und Feind. Es war eine Freude für jeden Artilleristen, bei solchen Kampfhandlungen mit dabei gewesen zu sein, und es ist heute ein Genuß, sie nochmals vor dem geistigen Auge abrollen zu sehen.

Die Anwendung des Bruchmüllerschen Verfahrens in der großen Schlacht in Frankreich am 21. und 22. 3. 18 und seine Durchführung beansprucht naturgemäß das größte Interesse des Lesers. Nach unmaßgeblicher Ansicht sind die Akten über den ausgebliebenen vollen taktischen Erfolg noch

*) „Die Artillerie beim Angriff im Stellungskrieg." Von Georg Bruchmüller, Oberst a. D. Verlag „Offene Worte", Charlottenburg, 1926. Preis: 12 RM.

nicht geschlossen, doch ' ! z & des in keiner Weise die & # u Verdienste des Verfassers, der selbst die Verantwortung & das damals angewendete Verfahren & nimmt. ÿ + u war in dieser Zeit ' ( Nervenanspannung vor der Entscheidung eines jeden Mannes Sinn und herz auf den sicheren Erfolg eingestellt, und jeder Wille zum ' ( "bereit; wenn trotzdem der so uersehnte Endersolg, der letzte Sieg unter tausend vorangegangenen & # u und kleinen ausblieb, so ! ' ' " wir uns alle unter diesem harten Schicksalsschlag und seinen Folgen beugen und & die Schuld nicht bei jenen suchen, die mit u ! herzen und bestem Wollen, mit all ihrem " " " und Wissen sich eingesetzt haben, als ganze deutsche z " " & Zu diesen & (nicht zuletzt Oberst œ & ) ! & ü Lehren des ( & 'und ü ' Verfahren in der ÿ " + & ( als die letzten Kapitel in dem vorliegenden Buche sind & den inaktiven Artilleristen ebenso wichtig wie & den aktiven. Sie bringen und Vergleich-ennd ' u das Lehrbuch, denn ein solchesist ess im besten Sinne des Wortes, unter Beziehung auf die heute bestehenden Vorschriften ab. So ist der beste r & " gefu den, von der ewig stillstehenden Vergangenheit zur Gegenwart, und auch der Wunsch zwischen die Zeilen geflochten: Jhr jungen Artilleristen, habt eure Waffe ebenso lieb wie wir, dann wird sie auch " ( das leisten, was man von ihr verlangt zum Wohle der Armee, zum Besten des Vaterland-es! œ & ) ! Buch aber sei in jedes Artilleristen hand, wie der Verfasser stets einer unserer Besten bleibt.

## þ& " . ' Versuche mit Gasgeneralors Brennstoff.

Bei der stetig fortschreitenden Motorisierung gewinnt die Frage des Betriebsstoffverbrauches an Bedeutung. Obwohl Frankr. unbestritten " ' ( & dasteht als Dtschl., hat man sich dort mit der Verwendung von Gasgenerator-Brennstoff u ( Es handelt sich hier um Verbrennung von holzkohle in geschlossenenÿ z u ! durch die man einen Luftstrom durchlaufen z u ( Das erzeugte Gas wird wie das Gasgemisch anderer Betriebsstosfe ausgenutzt. France milit. schreibt & die bisherigen Versuche: Bereits 1922 wollte man durch Wettbewerbe techn. Vollkommenheit u. Durchbildung der erforderl. Produktionsapparate & den Generatorenbrennstoff erreichen, konnte aber die Zweifel beim. Gebrauch dieses Gases nicht z & " u. hatte einen beunruhigenden Verlust an Motorenkraft. Erst 1925 brachte den Erfolg. Der unter milit. Aufsicht geleitete Wettbewerb sah eine ) * & z ' ' ( 'von & 2142 km mit Steigungen von 8 bis 12 oh. u. einen Bremsstandversuch vor. Ge- $ & ( wurden Brennstoffverbrauch, Bestriebssicherheit, Schnelligkeit des Anfahrens, Sauberkeit des Giases u. a. M. A. Magnein, Leiter des Forst- und Wasserwesens, kommt bei Untersuchung der Frage der * & & und erforderl. Brennstoffmenge f. Gasgeneratoren zu folgendem Ergebnis: Bei einem z & Schlage von 30 Mill. Klafter Brennholz & z man 3 Mill. Tonn. Reisigholz. Unter Annahme, u davon nur 10 oh. holzkohle & Gasgesneratoren verwendbar sind, & z man 300 000 t Holzkohle Da die vorhandenen Kraftfahrzeuge mit Verbrennungsmotoren s. Zt. etwa 1 Mill. Tonn. Betriebsstoff im Jahre verbrauchen, & z man somit Mk Brennstoff, um die & " . Motoren zu speisen. Frankr. soll aber z & mehr als das Doppelte dessen liefern " " " was alle Motoren an Brennstoff brauchen. Z. Zt. " " ( " zwar nur 100000tholzkohle in Fabriken und 200000 t durch & gewonnen werden, eine Steigerung + z & aber durch Apparate ! die automatische Herstellung der holzkohle zulassen. Diese Apparate ! u ( " leicht in die z & transportiert werden " " " schnell arbeiten und zur anetriebsetzung und . ) ! P Abstellen keine & u & Anzahl von Fachleuten gebrauchen. Ein Ofen von 300 kgs wurde * # & & der von 1 t holz in 24 Stunden 200 kg gute holzkohle (= 20 vh.) lieferte. Die letzten Wettbewerbe wurden unter schwierigeren Marschbedingungen ' ( z " Laufen des Motors usw.) ausgetragen u. hatten guten Erfolg. Mit dem Gasgenerator-Brennstoff konnte " & dem Benzin eine Ersparnis von 70 bis 80 oh. erzielt werden. Bereits in den " * & " 1924 u. 1925 hatte der Kriegsmin. Gasgenerator-Kraftfahrzeuge zur & ) " die sich voll + z & ( "Das Gelingen der Versuche, Frankreich in seinem Bedarf an Brennstofer vom Ausland ) " z " zu machen, ist von & u ( Bedeutung, zumal dort die Motorisierung bereits einen erheblichen Umfang angenommen hat. 27.

## Die im Weltkriege gefallenen Helden der akademischen deutschen Jugend.

Am 17. 7. 27 wurde gelegentlich dies 10. Deutschen Studententages in & . ) & ein- Gefallenlendenkmal der Deutschen Studentenschaft " ( (

Das Denkmal besteht aus einem gewaltigen kubischen Steinblock, der auf vier Steinquadern ruht und oben von einem pyramidenartigem von einem Adler & " ( Aufbau gedeckt ist.

Soweit sich die Zahl F16287) der im Weltkriege gefallenen deutschen und deutsch-osterreichischen Studenten trotz der Wirren des Umsturzes bei den ( ( ! z ( feststellen u veranschaulichen sie die nachstehenden Ziffern:

| " * & ' ( z ! | | & z & ' Hochschulen- | |
|---|---|---|---|
| Berlin | 995 | Berlin | 29 |
| Bonn | 746 | hannover | 47 |
| Vneslau | ggx | Ver g akademiem | |
| Erlangen | | | |
| þ& " ) & ( | 130 | Klaustal | Yö |
| Freiburg | 559 | Frei xb erg | 47 |
| ÿ u " | 205 | | |
| ÿ ( ( " " | 748 | F okf n. lche Hochschulen. | |
| Grad | 141-k | | |
| Greifgwald | 197 | Eberswalde | 10 |
| halte | 604 | - " " # * " " | 24 |
| heidelberg | 487 | Tharandt | 9 |
| Jena | 490 | | |
| Kiel. | 539 | Landwirtsch. hochschulem | |
| KFIIT | 216 | Berlin | 75 |
| Levisggizberg | | Bonn-Poppelsdorf | 81 |
| Marburg | 514 | Hohenhemi | 42 |
| " " | 1267 | ' ' ! \| + & N | |
| " ' ( & | 554 | Wien | |
| Rotock | 228 | | |
| " " | 735 | Handelzhochschulem | |
| Wien | 115-le | Berlin | 87 |
| & . ) & | 385 | " ' & | 4 |
| Prag (U. u. T. P | 140ic | Mipzig Wilhelm | is4 02 |
| Technische Hochschulen: | | | |
| Aachen | 152 | Philologischlheologische Akademienz | |
| Berlin | 294 | | |
| \| + ] { | | Vemberg | 39 |
| œ & " " | 1202 | Vraunsberg | 15 |
| Danzig | 158 | Dtllmsen | 47 |
| Darmstadt | 55 | Elchjkatt | 235 |
| Dresden | 308 | Freising | 60 |
| Graz | 638 | Bad-erborn | 80 |
| hainnover | s219 | TBclssclU | 41 |
| & ' & ) | 213 | :Rege11sburg | 78 |
| " en | 343 | | |
| ( ) ( ( { ( ( ( | 172 | Kommen-Hochschule- | |
| Wien | 153V | Witzenhaussen | 100 |

Die Zahlen jder Gefallenen der auslandsdeutschen Hochschulen sind nur die durch die Korporationen ermittelten Mindestzahlen, genaue Daten sind nicht zu ermitteln. P